

A close-up photograph of a small, happy dog with brown and white fur, sitting on a blue tufted sofa. The dog is looking upwards and to the left with its mouth open, showing its teeth. The background is a soft-focus blue tufted surface.

KATE LEAVER

Guter Hund

GESCHICHTEN,
DIE UNSER HERZ BERÜHREN

Weltbild

Kate Leaver weiß, was es bedeutet, einen guten vierbeinigen Freund an ihrer Seite zu haben. Ihr Hund Bertie ist ihr ein treuer Gefährte. Doch in ihrem Buch erzählt sie auch von anderen Hunden, die viel für ihre Menschen getan haben. Sie berichtet von Assistenzhunden wie Missy, Pip und Sir Jack, die ihren Besitzern helfen, ihren schwierigen Alltag zu bewältigen. Sie kennt die Geschichte von Teddy, der sein Herrchen aus dem Koma weckte, von Therapiehunden wie Jingles und Noodle, und von Mya, die einem ehemaligen Soldaten das Leben rettet. Alle diese wunderbaren Geschichten zeigen uns: Gute Hunde gehören mit zum Besten, was diese Welt zu bieten hat.

Kate Leaver

Guter Hund

Geschichten, die unser Herz berühren

Aus dem Englischen von Ulrike Strerath-Bolz

Weltbild

Über die Autorin

Kate Leaver ist Autorin und Journalistin. Sie lebt in Sydney und London, zusammen mit ihrem Freund Jono und dem gemeinsamen Hund Bertie. Auf Twitter und Instagram ist sie unter @kateileaver zu finden.

Titel der englischen Originalausgabe: Good Dog.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright © Kate Leaver, 2020

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-
von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg

Übersetzung: Ulrike Strerath-Bolz

Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bayern

Illustrationen: Laura New

Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising

Coverfoto: © iStockphoto / Dmytro Varavin; LSOfoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-8289-5171-6

Meiner Großmutter Lyn James gewidmet, der einzigen mir bekannten Person, die Hunde genauso liebte, wie ich es tue.

Einleitung

Aus Liebe zum Hund

»Können wir unseren Erstgeborenen mitbringen?«

»Nenn ihn doch nicht so. Er ist ein Hund!«

»Aber ich liebe ihn wie ein Kind! Er ist mein haariges, schmutziges kleines Kind.«

Mein Freund regt sich immer auf, wenn ich unseren Hund Bertie als meinen erstgeborenen Sohn bezeichne. Und ich gebe zu, ich übertreibe es. Dabei liebt mein Freund unseren kleinen Stinker genauso sehr wie ich. Wie soll ich sonst zum Ausdruck bringen, dass ich es ernst meine mit meiner Zuneigung zu diesem 58 Zentimeter langen haarigen Hausgenossen? Er ist ein Lebewesen, ungefähr so groß wie ein großes neugeborenes Baby, er ist von uns abhängig, was Nahrung, Liebe, Wärme und Sicherheit angeht. Wenn er mir seine feuchte Nase an den Hals drückt, während wir abends fernsehen, weckt er mütterliche Gefühle in mir. Da ich nie Mutter gewesen bin, kenne ich keine größere Verantwortung für ein atmendes, schnaufendes, schnarchendes, furzendes Wesen.

Außerdem macht es mir Spaß, meinen Freund auf den Arm zu nehmen.

Verstehen Sie mich nicht falsch, ich bin nicht komplett verrückt. Wenn ich meinem Hund die Worte »Wer ist mein Baby?« ins silbrige Schlappohr flüstere, bringe ich damit nur die komplexe Verbindung zwischen zwei Arten zum Ausdruck, die seit Zehntausenden von Jahren auf unserer Welt existiert. In Deutschland wurden die vierzehntausend Jahre alten Überreste eines Hundes in einem Grab gefunden, wo er zusammen mit einer Menschenfamilie beerdigt worden war – diese Nähe im Tod sagt doch etwas über das gemeinsame Leben aus! Archäologen haben in Sibirien Hundeknochen gefunden, die vor achttausend Jahren liebevoll zusammen mit ihren Menschen beerdigt worden waren. In Nordamerika das Gleiche vor neuntausend Jahren. Chemische Analysen zeigen, dass diese Hunde dieselbe Nahrung zu sich genommen haben

wie ihre Menschen. Das heißt, sie wurden gut umsorgt und ernährt. Sie wurden in mancherlei Weise als gleichberechtigt betrachtet. Ja, natürlich haben Menschen auch Hunde getötet und gegessen, aber in den meisten Kulturen war damit Schluss, sobald sie anfangen, Hunde als geliebte Gefährten, Statussymbole, Arbeitsgefährten und Familienmitglieder zu betrachten. Unter dem Schutz des Menschen waren die Hunde evolutionär gesehen deutlich erfolgreicher als ihr ursprünglicher Vorfahr, der eurasische Wolf. Hier ging es offenbar nicht um das Überleben der Stärksten, sondern um das Überleben der Niedlichsten.

Experten streiten sich noch darüber, was dazu geführt hat, dass ein Teil der Wölfe sich zu menschenfreundlichen Hunden weiterentwickelte. Einige sagen, die Menschen hätten Wölfe dazu abgerichtet, für sie zu jagen, aber eigentlich neigen Wölfe nicht dazu, einmal gerissene Beute einfach so abzugeben. Viel wahrscheinlicher ist die These, dass irgendwann vor vierzehn- bis dreiunddreißigtausend Jahren – auch darüber streiten sich die Wissenschaftler – Wölfe anfangen, Gruppen von Menschen zu folgen, weil sie hofften, bei ihnen Abfälle erbeuten zu können. Die Menschen erkannten die potenzielle Nützlichkeit der Wölfe als Jagdgehilfen und Wächter, und so lernten sie voneinander, arbeiteten als Team zusammen und teilten die Beute. Außerdem verließen sich die Menschen auf die Wolf-Hunde als Wächter, die sie bei Gefahr warnten, Fremde verbellten und Eindringlinge sowie Wildtiere vertrieben, die sich der gemeinsamen Behausung näherten. Archäologische Funde zeigen uns, dass die Menschen bei ihren Wanderungen über unseren Planeten ihre vierbeinigen Freunde mitnahmen. Die freundlicheren unter diesen Wolf-Hunden wurden zu echten Gefährten, die beschützt und liebevoll behandelt wurden. Freundliche Wölfe paarten sich mit anderen freundlichen Wölfen, sodass irgendwann der Hund entstand, eine Art mit leicht veränderter Genetik.

Diese Art entwickelte sich mit dem Menschen, sodass sie den niedlichen Kerlchen immer ähnlicher wurden, mit denen wir heute auf dem Sofa kuscheln. Sie bekamen Schlappohren, konnten mit dem Schwanz wedeln und entwickelten verschiedene Fellfarben. Die Nähe

zwischen Hund und Mensch veränderte sogar ihre Gehirnstruktur – und unsere möglicherweise auch. Einige Wissenschaftler behaupten, wir Menschen hätten einen Teil unseres Geruchssinns verloren, weil wir so eng mit den Hunden zusammenarbeiten, die diese Arbeit für uns übernehmen. Und die Hunde haben größere Augen bekommen und die Fähigkeit entwickelt, sich so possierlich zu benehmen, dass sie unsere Aufmerksamkeit erlangen. Wenn sie einen möglichst niedlichen Gesichtsausdruck aufsetzen, steigen ihre Überlebenschancen, sie bekommen mehr Zuneigung und gutes Futter. Über viele Jahrhunderte hinweg haben wir eine symbiotische Beziehung mit unseren Hundefreunden entwickelt, die von gegenseitigem Schutz, Zuneigung und Gemeinschaft geprägt ist.

Natürlich waren die Hunde gute Helfer bei der Jagd, aber ihre niedliche Art hatte immer schon entscheidenden Anteil an ihrer Anziehungskraft. Ich bin sicher nicht die Einzige, deren Elterninstinkt durch einen Welpen geweckt wird. Seit langer Zeit kümmern sich Menschen in einer Weise um ihre Hunde, die an die Eltern-Kind-Beziehung erinnert. Schon unsere frühen Vorfahren hielten Begräbnisrituale für ihre Hunde ab. Sie nahmen sie auch mit, wenn sie umzogen. In Experimenten zeigt sich übrigens, dass die meisten Menschen mehr Empathie für Welpen und Hunde aufbringen als für erwachsene Mitmenschen. Und in vielen Familien hat das jüngste Kind eben ein Fell und vier Beine.

Wenn ich das nächste Mal meine intensive Zuneigung zu meinem Hund rechtfertigen muss, sollte ich meinem Freund vielleicht eine Studie unter die Nase halten, die im Jahr 2015 an der Azabu University in Japan durchgeführt wurde. Takefumi Kikusui vom Department of Animal Science and Biotechnology untersuchte gemeinsam mit seinen Kollegen, warum Menschen so eine enge Beziehung zu ihren Hunden aufbauen. Er war selbst seit fünfzehn Jahren Hundebesitzer und fragte sich – genau wie ich –, wie diese Beziehung entsteht. Um mehr über die Interaktion zwischen Mensch und Hund zu erfahren, lud er dreißig Personen ein, ihre Hunde mit ins Labor zu bringen. Er nahm auch selbst an der Studie teil, zusammen mit seinen mittelgroßen Pudelhündinnen Anita und Jasmine. Als Vergleichsgruppe lud er Menschen ein, die

versucht hatten, Wölfe zu zähmen – mit ihren Wölfen.

Bei Ankunft im Labor wurde allen Teilnehmer:innen – Menschen, Hunden und Wölfen – eine Urinprobe abgenommen. Die Forscher analysierten diese Proben und forderten dann die Menschen auf, eine halbe Stunde mit ihrem Hund bzw. Wolf zu spielen. Die Leute hielten sich in einem Raum mit ihren geliebten Haustieren auf, viele hielten minutenlang Blickkontakt. Das war bei den Wölfen schon mal nicht möglich. Nach einer halben Stunde wurde wieder eine Urinprobe genommen, die ebenfalls untersucht wurde. Dabei ging es vor allem um den Vergleich des Oxytocinspiegels.

Oxytocin wird auch das »Kuschelhormon« genannt. Es hat beruhigende Wirkung und sorgt dafür, dass wir uns glücklich, sicher und geliebt fühlen. Wenn wir andere Menschen berühren, wird es ausgeschüttet, und es ist ein wichtiger Faktor für unsere Fähigkeit, anderen zu vertrauen und Bindungen aufzubauen. Nach der halben Stunde Spielen, Kuseln und Blickkontakt war der Oxytocinspiegel bei den Hunden im Schnitt um 130 Prozent gestiegen, bei den Hundebesitzer:innen um ganze 300 Prozent. Bei den Wolfsbesitzern gab es einen solchen Anstieg nicht, ebenso wenig aber bei Menschen, die keinen Blickkontakt mit ihrem Hund gehalten hatten. Daraus schlossen die Forscher, dass der Blickkontakt mit unserem Hund für die Ausschüttung von Oxytocin sorgt – und damit für ein schönes warmes Gefühl voller Ruhe und Glück.

Die gleiche Reaktion gibt es auch in der Interaktion von Eltern und Babys. Wenn eine Mutter oder ein Vater ihr Kind in den Armen halten und ihm in die Augen schauen, entsteht eine Feedback-Schleife mit Oxytocin, die für eine starke Bindung sorgt. Dieser Austausch ist ungeheuer wichtig für den Aufbau von Vertrauen, Sympathie und Zuneigung zwischen Menschen. Er ist einer der wichtigsten Faktoren für die Bindung zwischen Kindern und Eltern. Und diese Bindung wiederum kann ihre emotionale Offenheit und Resilienz ein Leben lang bestimmen.

Die Forscher behaupten, etwas Ähnliches passiere, wenn wir unsere Hunde anschauen. So erklären sich wohl auch meine Muttergefühle. Wenn ich meinem Hund in die Augen blicke, wobei er ein wenig schielt,

sodass eins immer zur Seite wegdriftet, fühle ich mich ruhig und glücklich. Und ich fühle mich ihm nah. Kind-Ersatz? Ja, kann schon sein.

Es gibt Forscher, die sagen, auch das Streicheln unserer Hunde produziere Oxytocin. Wahrscheinlich tut es mir deshalb so gut, meinen Hund an den Ohren und unterm Kinn zu kraulen. Auch er bekommt dabei seine Dosis ab, denn er wird dann schläfrig, zufrieden und brav. Es weckt seine Liebe zu mir, wenn wir einmal davon ausgehen, dass Hunde lieben können – was ich definitiv glaube. Der freundliche Austausch von Oxytocin war möglicherweise ein entscheidender Faktor für die Domestizierung von Hunden, so einige Wissenschaftler. Es ist wohltuend und anziehend sowohl für Menschen als auch für Hunde – und deshalb fühlen wir uns zueinander hingezogen.

Die Bindung zwischen Mensch und Hund ist vielleicht die außergewöhnlichste artenübergreifende Beziehung auf unserem Planeten, wobei Katzenmenschen hier sicher protestieren würden. Unsere emotionale Nähe zu den schwanzwedelnden, schlappernden Geschöpfen hat wohl auch damit zu tun, dass wir einander schlicht und einfach verstehen. Man muss nicht fließend hündisch sprechen, aber die meisten von uns können den Ausdruck eines Hundes ganz gut deuten. Wir können aggressives und spielerisches Bellen unterscheiden, ein Knurren von einem schmerz erfüllten Jaulen. Wir wissen, dass der Stepptanz eines Hundes Freude darüber ausdrückt, uns zu sehen. Wir wissen, ob ein Hund hungrig, frustriert, zornig, verängstigt, aufgeregt oder schläfrig ist. Hunde geben uns Hinweise auf all das durch ihre Körpersprache und durch ihre Töne, sodass wir verstehen, was sie brauchen. Und sie verstehen auch den Unterschied zwischen einem Lob und einem Tadel. Sie können den Tonfall der menschlichen Stimme einschätzen und Wörter lernen, nicht zuletzt ihren eigenen Namen und Begriffe wie »Lauf«, »Sitz« oder »Frühstück«.

Wir kommunizieren klarer und umfassender mit Hunden als mit jeder anderen Spezies. Überlegen Sie mal, würden Sie erkennen, ob eine Ente traurig ist? Ob sich eine Eidechse freut, Sie zu sehen? Könnten Sie einen Fisch darauf trainieren, Sachen zu holen? Wir haben ein Stück weit die Hundesprache gelernt, und den Hunden ist es gelungen, uns zu

verstehen. Ihre Fähigkeit zur Interpretation menschlicher Gesten ist außerordentlich stark entwickelt, vor allem wenn man bedenkt, dass viel engere Verwandte wie Schimpansen oder Bonobos darin nicht annähernd so erfolgreich sind. Hunde können auch effektiv trainiert werden, wenn man visuelle Hinweise, Gerüche und Belohnungen einsetzt. Immer wieder beweisen sie, dass sie uns besser verstehen als jede andere Spezies.

Jenseits aller sprachlichen Verständigung wissen wir heute, dass Hunde unsere Stimmungen und Emotionen aufnehmen. Verhaltensforscher sagen, Haushunde seien so auf uns eingestimmt, dass wir ihre Persönlichkeit prägen und beeinflussen können, zu was für einer Art Hund sie heranwachsen. Sie spiegeln unser Temperament, ahmen unsere Ruhe oder Angst nach. Hunde besitzen vielleicht eine höhere emotionale Intelligenz und Aufmerksamkeit, als wir erwarten, wobei es mich nicht überrascht, dass meiner hochsensibel und sentimental veranlagt ist.

Hunde können uns auch tiefgreifende emotionale Unterstützung geben. In einer fantastischen Studie aus dem Jahr 2009 unter der Leitung von Lawrence A. Kurdek an der Wright State University sprachen die Forscher mit 975 Hundebesitzern und stellten fest, dass sich diese Menschen in stressigen Situationen eher an ihre Hunde wandten als an Eltern, Geschwister oder Kinder.

Hunde sind also großartige Gefährten. Aber sie sind auch perfekte Helfer in praktischen Notsituationen. Immer mehr Hunde werden als Assistenz- oder Therapiehunde ausgebildet. Sie können Krebs riechen und kritische Blutzuckerwerte feststellen, sie helfen nervösen Kindern beim Lesenlernen und beruhigen autistische Kinder. Sie helfen Menschen mit Seh- und Hörbehinderungen, passen auf Menschen mit psychischen Krankheiten auf, wecken Erinnerungen bei Dementen, und sei es nur kurz. Sie arbeiten beim Militär, bei der Polizei und in Gefängnissen. Und sie spielen in vielen Therapie- und Rehabilitationsprogrammen weltweit eine wichtige Rolle.

Hunde verbessern unser Leben auf unendlich vielfältige Weise. Unsere jahrhundertelange, dauerhafte Beziehung zu diesen Geschöpfen entwickelt sich ständig weiter, weil wir immer besser lernen, uns

gegenseitig zu nützen und uns nah zu sein. Mehr als je zuvor sehen wir auch die gesundheitlichen Vorteile eines Lebens mit Hund. Mit dem entsprechenden Training können Hunde uns besser helfen und unterstützen, als es unsere Vorfahren je für möglich gehalten hätten. Und wir können ihnen hoffentlich ein Leben voller Sicherheit, Wärme, Leckerli und Streicheleinheiten bieten.

Die Forschung zeigt, dass Hunde extrem gut für unsere körperliche und mentale Gesundheit sind. Studien legen den Schluss nahe, dass Kinder, die in einem Haushalt mit Hund aufwachsen, ein besseres Immunsystem entwickeln und seltener krank werden. Diese Kinder sind auch empathischer, weil sie frühzeitig lernen, behutsam und liebevoll mit einem anderen Lebewesen umzugehen. Und die gesundheitlichen Vorteile erstrecken sich bis ins Erwachsenenalter. Im Schnitt erleben Hundebesitzer weniger Ängste, haben einen niedrigeren Blutdruck und Cholesterinspiegel und seltener Herzinfarkte als Menschen ohne Hund. Und sie sind körperlich aktiver, weil sie ja schließlich jeden Tag spazieren gehen müssen.

Hunde sind außerdem extrem gut für unser soziales Leben, nicht zuletzt, weil sie uns zugänglicher für fremde Menschen machen. Hundemenschen sprechen mit anderen Hundemenschen im Park, sodass Verbindungen entstehen. Viele Menschen freuen sich auch über Hunde, die draußen herumtollen, und sprechen die Besitzer an. Und weil wir die Freundschaft unserer Hunde, das oxytocinfördernde Kuseln und die begeisterte Begrüßung beim Heimkommen so sehr genießen, neigen Menschen mit Hund zu einer besseren Stressresistenz.

So geht es in diesem Buch tatsächlich vor allem um die bemerkenswerten gesundheitlichen Vorteile, die wir erleben können, wenn wir einen Hund an unserer Seite haben. Es geht um die einzigartige, wunderbare Beziehung zwischen zwei Spezies, die seit Tausenden von Jahren andauert. Und es geht um eine neue Phase in dieser Beziehung, in der wir unsere Gefährten darauf trainieren, uns aktiv gesundheitlich und emotional zu unterstützen. Es ist ein Buch für alle, die einen Hund lieben oder geliebt haben – und die seine Liebe erfahren haben.

Inspiziert hat mich zu diesem Buch mein eigener Hund Bertie. Ich fand einfach, dass die Welt wissen soll, was für ein unglaublich süßer, aber auch hilfreicher Kerl er ist. Vom ersten Tag an war und ist er ein Schatz gewesen, der mein Leben verändert hat, und ich bin dankbar für jeden einzelnen schnüffelnden Atemzug von ihm.

Es dauerte nur ein paar Monate, dann kam mir der Gedanke, wie außergewöhnlich unsere Haustiere sein können, vor allem wenn wir zusätzliche Unterstützung brauchen oder vielleicht sogar einen Lebenssinn. Mein Buch *The Friendship Cure* befasste sich mit der Bedeutung von Freundschaft und der Geißel der Einsamkeit. Dieses Buch hier erweitert den Blick und richtet ihn auf die bemerkenswerte Beziehung, die wir mit unseren Tieren aufbauen können, vor allem mit Hunden. Als ich mit meinen vorbereitenden Gedanken erst einmal so weit gekommen war, konnte ich nicht mehr aufhören. Ich war überzeugt, dass es auch andere Geschichten von Hunden geben musste, die das Leben ihrer Menschen verändert oder sogar gerettet hatten. Und so machte ich mich auf die Suche nach genau diesen Geschichten. Meine Nachforschungen führten mich zu zehn ganz wunderbaren Hunden – großen und kleinen, ruhigen und lebhaften Hunden. Ich bin um die Welt gereist, um zu erfahren, wie sie Menschen mit mentalen und körperlichen Gesundheitsproblemen helfen. Und ich habe Zeit mit einigen der großartigsten Hundemenschen verbracht, was mir eine große Freude war. Ein schöneres Forschungsthema kann ich mir nicht vorstellen. Was für ein Glück, so viele süße Hunde zu streicheln und dabei behaupten zu können, das sei Arbeit.

So will ich Ihnen jetzt die tollen Vierbeiner vorstellen, die ich im letzten Jahr kennengelernt habe. Wenn Sie weiterlesen, werden Sie mir sicher zustimmen, dass Hunde in Bezug auf ihren Beitrag zum Leben der Menschen einfach unschlagbar sind. Sie werden sehen, dass sie in allen Altersgruppen und Lebensphasen die Fähigkeit besitzen, die Existenz eines Menschen ein Stück besser zu machen.

Zu Beginn lernen Sie meinen geliebten Shih Tzu Bertie kennen. Er ist unser drittes Familienmitglied. Ich habe mehr Zeit mit Bertie verbracht als mit jedem anderen Lebewesen, und ich bin dankbar für jeden Tag mit ihm. Ich leide unter einer bipolaren Störung und versinke ziemlich

regelmäßig in Depressionen. Während dieser Phasen, wenn ich nur mithilfe von starken Medikamenten weitermachen kann, weicht Bertie mir nicht von der Seite. Sein warmer, pelziger kleiner Körper erinnert mich daran, warum es sich lohnen kann, am Leben zu bleiben. Er sorgt dafür, dass ich jeden Morgen aus dem Haus gehe und nicht wochenlang im Pyjama herumhänge. Er ist mein Trost an schmerzhaft melancholischen Tagen und meine absolute Freude, wann immer ich Freude empfinden kann.

Nach Bert sollen Sie von der reizenden älteren Mopsdame Missy erfahren, die leider fast taub ist. Sie hatte einen harten Start ins Leben, wurde in einem Zwinger gehalten und als Gebärmaschine missbraucht. Erst als sie den elfjährigen Cody kennenlernte, fiel sie auf ihre hübschen schwarzen Füße. Cody leidet unter Autismus, und sie konnte ihm helfen, besser mit dem Leben zurechtzukommen. Er seinerseits sorgte dafür, dass sie in einer liebevollen Familie und einem sicheren, warmen Zuhause leben darf. Möge sie Cody so sicher und freundlich wie möglich in die Teenagerjahre begleiten.

Der dritte Hund, den ich Ihnen vorstellen möchte, ist der ausgebildete Therapiehund Echo, ein kräftiger, munterer rabenschwarzer Labrador. Er lebt mit der Grundschullehrerin Aileen zusammen, die ihn jeden Tag mit in die Schule nimmt. Die Kinder dürfen bei Echo sitzen, ihm vorlesen oder neben ihm ihre Hausaufgaben machen. Manchmal erzählen sie ihm auch Geheimnisse, die sie erwachsenen Menschen noch nicht anvertrauen würden. Echo hilft Grundschulkindern beim Lesenlernen, aber er ist auch ihr Tröster bei Sorgen, Kummer und Unsicherheiten. Er weiß, wenn er sein Geschirr trägt, muss er geduldig, ernsthaft und brav sein.

Kommen wir zu Pip, der heldenhaften Border Collie-Hündin, die wahrnimmt, wenn sich der Blutzuckerspiegel ihrer jungen Besitzerin Katie verändert. Pip schläft nachts bei Katie und weckt die Eltern, wenn sich der Blutzuckerspiegel des Mädchens in einen kritischen Bereich bewegt. Auf diese Weise hat sie Katie schon mehrere Male das Leben gerettet. Pip und Katie sind ein erstaunliches Paar, sie sind widerstandsfähig, klug und freundlich.

Sprechen wir über Jingles, der in einem Gefängnis arbeitet. In seiner

Geschichte werden Sie auch »Wee Barry« kennenlernen, einen jungen Mann aus Nordirland, dessen Leben durch diesen energiegeladenen vierbeinigen Freund eine erstaunliche Wendung nahm. Jingles steht erst am Anfang seiner Karriere – er wird sicher noch vielen Häftlingen helfen, ganz zu schweigen von den Beamten in dem Gefängnis und seiner Familie.

Die nächste Hündin, die ich Ihnen vorstelle, ist die großartige Assistenzhündin Poppi. Sie gehört Liz, die unter einer degenerativen Augenkrankheit leidet. Gemeinsam kommen die beiden sicher, glücklich, stetig und zügig durch die Welt. Das Geld für die Aufzucht und Ausbildung von Poppi wurde von einem großzügigen Paar gespendet, das gern einem anderen Menschen etwas Gutes tun wollte. Und dieser andere Mensch war Liz – was für ein Glück für sie und auch für Poppi.

Wo wir gerade von Glück sprechen: Auch unser nächster Hund, die kleine Mya, hatte großes Glück, ihren Menschen zu treffen. Mark ist Kriegsveteran und leidet unter einer posttraumatischen Störung. Viele Jahre bat er nicht um Hilfe, doch als er es endlich tat, kam diese Hilfe in Gestalt eines Welpen, der nicht größer war als seine beiden Hände. Mya hat Mark schon zwei Mal das Leben gerettet, indem sie ihn davon abhielt, sich selbst etwas anzutun. Die beiden leben sicher und zufrieden miteinander.

Und dann wäre da Gwen, eine liebe helle Labradorhündin mit einer Spezialausbildung. Sie arbeitet im Gericht an der Seite von Julie, die dort ehrenamtlich Dienst tut. Die beiden kümmern sich um Verbrechenopfer und Zeugen, die vor Gericht aussagen müssen, häufig Frauen, die Opfer von sexualisierter Gewalt geworden sind. Ein wichtiger Job, den sie wunderbar ausfüllen. Ich hoffe, dass Programme wie dieses in Zukunft mit mehr Geld ausgestattet und häufiger angeboten werden, damit möglichst viele Menschen davon profitieren können.

Auch Jack sollen Sie kennenlernen, mit vollem Namen Sir Jack Spratticus. Der schlaue Border Terrier lebt bei einer Frau namens Vanessa, die meistens Ness genannt wird. Sie hat schlimme Zeiten hinter sich, wurde als Kind und Teenager missbraucht und leidet unter einer Persönlichkeitsspaltung. Sir Jack bringt ihr ihre Medikamente und das

Telefon und tröstet sie, wenn sie wieder einmal eine Panikattacke erleidet. Er gibt ihrem Leben Sinn.

Dann möchte ich Ihnen noch einen Schnoodle (Mischung aus Schnauzer und Pudel) namens Teddy vorstellen. Ted, wie ihn seine Freunde nennen, ist der geliebte Gefährte von Andy, den er aus dem Koma geweckt und ins Leben zurückgeholt hat. Jetzt arbeitet er in dem Krankenhaus als Therapiehund, wo er Kranke begrüßt und tröstet, hauptsächlich solche, die einen Schlaganfall erlitten haben. Nach unserem Treffen hat Andy einen lieben Menschen verloren. Er sagt, Teddy sei sein größter Trost gewesen.

Und zum Schluss muss noch von einem weiteren Schnoodle die Rede sein: von Noodle, die ihrem Frauchen Debbie auf der Demenzstation zur Hand geht. Sie hilft älteren Menschen, sich wenigstens für kurze Zeit daran zu erinnern, wer sie sind. Und wenn Menschen Zuneigung nötig haben, kuschelt sie mit ihnen.

Für mich war es ein großes Vergnügen, all diese guten Hunde kennenzulernen. Jetzt kann ich nur hoffen, dass Sie sie genauso ins Herz schließen wie ich. Für ihre Menschen sind sie geradezu lebenswichtig, so wie es auch bei Bertie und mir der Fall ist. Wenn Sie jemals die Freundschaft eines Hundes erlebt haben, vor allem zu Zeiten, wo Sie Freundschaft wirklich nötig hatten, werden Sie Ihr eigenes Glück in diesen Geschichten vielleicht wiedererkennen. Hunde können unsere besten Verbündeten sein, unsere freundlichsten Helfer und ja – unsere besten Freunde. Sie schenken uns Trost, Wärme und Freude. Es gelingt ihnen, sich als Familienmitglieder in unsere Herzen zu kuscheln. Und ich finde, genau so soll es sein.



Kapitel 1

Bertie, der Hund, der mich vor mir selbst rettete

Liebe auf den ersten Blick lädt leicht zu einer gewissen Ironie ein. Bis man eines Freitagabends allein zu Hause sitzt und im Internet Fotos von einem kleinen struppigen Hund sieht. Einem Hund mit weichen Pfoten und Silberblick und einer rosa Zunge. Und auf einmal ist klar: Mein Leben wird erst dann vollständig sein, wenn ich ihn in den Armen halten darf.

Als diese Art von Liebe über mich herfiel, lag ich im Pyjama auf dem Sofa. Mein Hobby zu dieser Zeit bestand darin, die Internetseiten von Tierschutzorganisationen durchzuscrollen. Ich hatte schon viele

Hundegesichter gesehen, aber als ich dieses Gesicht sah, wusste ich sofort, das ist unserer. Der Gedanke überkam mich mit jener Gewissheit, die wir normalerweise nur dann erleben, wenn wir auf einer Party quer durch den Raum den Blick eines gut aussehenden Fremden auffangen. Ich wusste es einfach.

Monate hatte ich damit zugebracht, nach dem richtigen Hund für meinen Freund und mich zu suchen. Einmal hätten wir beinahe einen fettleibigen Springer Spaniel namens Fat Scotty adoptiert, weil sein majestätisches Gesicht so unwiderstehlich war. Leider neigte er dazu, sich mit seinen ganzen 48 Kilo gegen die Leine zu stemmen, sodass er mich gleich beim ersten Versuch fast umriss. Ich konnte ihn einfach nicht halten, und so kam er dann zu jemandem mit kräftigerem Bizeps. Wir brauchten einen kleineren Hund. Einen sanfteren Hund, einen mit einem fast flachen Gesicht, einem total würdelosen Bart und einem überlangen Körper. Einen Hund, dessen kleine Pfoten auf dem Holzboden tapsen und der so laut schnarcht, dass man meinen könnte, er wäre drei Mal so groß. Einen Shih Tzu also. In meinem Herzen wusste ich, wir brauchen einen Shih Tzu.

Tatsächlich hatte ich schon mal einen Shih Tzu gerettet, ein älteres Mädchen mit krummen, kariösen Zähnen, das ich Lady Fluffington taufte (heimlicher zweiter Vorname Beyoncé). Sie war stur, witzig und hochmütig wie eine alte Dame, die sich mit ihrem langen Leben das Recht auf Schrullen verdient hatte. Sie schnarchte laut und furzte kräftig, solange sie lebte. Sechs himmlische Kilo und ein Gesicht, das nur eine Mutter lieben kann – was für ein Glück, dass ich in den sechs Jahren, die sie bei uns lebte, ganz klar ihre Mama war. Sie schlief in meinem Bett, mein Freund musste sich ein anderes suchen. Sie kuschelte sich in meinen Arm und schnarchte wie ein Bernhardiner. Und sie wich mir nicht von der Seite. Beim Autofahren saß sie angeschnallt auf dem Beifahrersitz und schaute aus dem Fenster, um zu überprüfen, ob da irgendetwas war, das sie mir mit einem einzelnen lauten Beller ankündigen musste.

Mein damaliger Freund und ich hatten Lady Fluff aus einem Tierheim in Sydney geholt. Da war sie acht Jahre alt und litt unter einem Bandscheibenvorfall, einem Hüftschaden und einem entsetzlichen

Haarschnitt. Auf den Fotos des Tierheims trug sie eine bunte Jacke und fletschte verächtlich die Zähne. Sie lebte schon eine ganze Weile in diesem Tierheim, in einer anderen Einrichtung hatte man sogar überlegt, sie einschläfern zu lassen, weil man einfach keine Familie für sie fand.

Lady Fluff brauchte eine Weile, bis sie sich an uns gewöhnte, aber dann lebte sie wie eine kleine Königin, die ein Anrecht auf jedes erdenkliche Leckerli und jede Streicheleinheit hatte. Einmal klaute sie eine ganze Karotte aus der Küche und verputzte sie irgendwie mit ihren wenigen verbleibenden Zähnen und der Kraft ihrer rosa Kiefer, die durchaus zuschnappen konnten. Sie war gebrechlich und empfindlich und eine echte Persönlichkeit. Sie war meinungsstark und verließ ihren Ansichten mit einem kurzen, scharfen und erstaunlich eindrucksvollen Bellen Nachdruck, übrigens zu jeder Tages- und Nachtzeit. Einmal beging ich den Fehler, sie als Ente zu verkleiden – nie habe ich erlebt, dass ein Geschöpf mir so viel Verachtung entgegenbrachte. Sie war ein echter Schatz und wir brauchten einander. Ich wünschte nur, ich hätte sie früher in ihrem kleinen Leben kennengelernt.

Ich liebte sie mit Haut und Haar, und als sie im Alter von vierzehn Jahren starb, brach es mir das Herz. Ihr Leben endete viel später als erwartet, in den Armen meiner Mutter. Hunde verlassen manchmal ihr Rudel, wenn es ans Sterben geht, aber sie kletterte mit ihrem gebrechlichen Körper einfach aufs Bett, legte ihren Kopf zum letzten Mal an die Schulter meiner Mutter, atmete aus, und das war's. Ich heulte tagelang. Monatelang dachte ich beim Aufwachen zuerst an sie, und beim Einschlafen war sie mein letzter Gedanke. Sie war mein liebes Mädchen, und ich vermisste sie entsetzlich, mit einem geradezu körperlichen Schmerz und einem urtümlichen Kummer, der sehr lange anhielt. Um meine Trauer zu lindern, kümmerte ich mich um die Hunde anderer Leute, aber ich wusste nicht, ob ich jemals wieder in der Lage sein würde, ein anderes Lebewesen so zu lieben wie diesen witzigen kleinen Gremlin-Verschnitt. Sie war etwas ganz Besonderes, und ich werde nie vergessen, wie herzerreißend gut es sich anfühlte, sie in den Armen zu halten. Ruhe in Frieden, Lady Fluff.

Ihr zu Ehren durchforstete ich also das Internet nach verlassenen Shih Tzus. Ich war der festen Überzeugung, dass sie etwas Einzigartiges

sind, und wild entschlossen, wieder einen zu bekommen. Als ich auf der Seite des Tierheims von Battersea ein kleines Fellknäuel namens Mungo fand, öffnete ich sein Profil mit beängstigender Geschwindigkeit. Vier Fotos von ihm waren dort zu sehen, wobei er auf einem aus unerfindlichen Gründen beim Pinkeln gezeigt wurde. Er hatte die Farbe von Clotted Cream mit Keksen, silbrige Spitzen an den Ohren und eine schwarze Knopfnase. Dazu große schwarze Augen, und seine wenigen Zähne waren winzig klein und weiß. Besonders hübsch war er nicht, aber das ist typisch für diese Rasse. Ihr Charme liegt eher in ihrem trotzigem Selbstbewusstsein als in offensichtlicher Schönheit. Aber oh, er war reizend, niedlich und unglaublich süß.

Ich verliebte mich auf der Stelle in ihn, stellte mir schon vor, wie wir zusammenleben würden, suchte insgeheim Spielzeuge und winzige Regenmäntel aus ... Ich wusste, ich würde ihn bis zu seinem Lebensende lieben. Mein Freund Jono musste erst ein wenig überredet werden. Er hatte noch nie mit einem Hund gelebt und stellte sich etwas ganz anderes vor: einen glatthaarigen, sportlichen Hund mit langer Nase, beispielsweise einen glänzenden schlanken Spaniel. Also einen »richtigen Hund«, der über die Wiesen rennt und sich danach am Kamin zusammenrollt. Nicht so ein Viech mit Stummelbeinen, mit denen es gerade von einem Schläfchen zum nächsten laufen kann. Ich wusste, dass Mungo Jonos Erwartungen an einen perfekten Hund nicht erfüllte. Aber ich wusste auch, er würde ihn lieben, wenn sie sich erst einmal kennengelernt hätten.

An dem Abend, von dem ich hier berichte, arbeitete mein Freund. In den nächsten drei Stunden bekam er 68 WhatsApp-Nachrichten von mir. Ich schickte ihm einen Link auf Mungos Profil und dann jede Menge Botschaften, in denen ich – alles in Großbuchstaben – darauf bestand, dass wir sofort losfahren und ihn abholen sollten. Ich malte Sprechblasen über dem Kopf des Hundes, in denen Dinge standen wie: »Warum willst du mich nicht lieben?« oder: »Komm und hol mich, Jono!« Ich bastelte Fotocollagen, vervielfältigte die vier Fotos, die ich hatte, bis hundert Hundegesichter auf einer Seite zu sehen waren. Und das alles schickte ich ab, mit der verzweifelten Hartnäckigkeit eines Kindes, das nach dem Zähneputzen noch ein Stück Schokolade will. Ich

wusste, dass ich nervte, und machte trotzdem weiter. Und weil mir das noch nicht genügte, druckte ich die Fotos aus und klebte sie in den Badezimmerschrank, an den Klodeckel und an die Wand in unserem Schlafzimmer. Weitere Ausdrucke kamen unter die Bettdecke und Jonos Kopfkissen. Als er spät in der Nacht nach Hause kam, war es mir offenbar gelungen, ihm klarzumachen, dass ich mir verzweifelt einen Hund wünschte. Und nicht irgendeinen Hund, sondern Mungo.

Aus lauter Liebe zu mir – oder vielleicht war es Erschöpfung – willigte Jono ein, hinzufahren, um Mungo kennenzulernen. Normalerweise muss man im Tierheim zunächst einmal sein Interesse anmelden und einen Termin ausmachen. Aber da das Battersea Old Windsor bereits geschlossen hatte, schickte ich eine E-Mail mit dem dringenden Wunsch, Mungo kennenzulernen. Wir wollten am nächsten Tag um zehn Uhr dort sein, wenn sie aufmachten. Eine Zugfahrt, einmal umsteigen, noch ein Stück mit dem Bus und dann einfach die Straße runter, ganz in der Nähe von Schloss Windsor. Wir kamen früh, warteten auf dem Parkplatz und gingen rein, als sie die Tür aufmachten. »Wir sind gekommen, um Mungo zu sehen«, sagte ich strahlend. »Das glaube ich nicht«, erwiderte die Rezeptionistin. »Eine vierköpfige Familie kommt morgen, um ihn kennenzulernen.« Die Leute hatten am Morgen angerufen und einen Termin ausgemacht, meine E-Mail vom Abend zuvor hatte noch niemand gesehen.

Können Sie sich meine Enttäuschung vorstellen? Wir stolperten hinaus, und draußen in der Kälte brach ich schluchzend auf einer Parkbank zusammen. »Das ist so gemein!«, heulte ich. Jono tröstete mich still. Vielleicht begriff er an diesem Tag zum ersten Mal, wie sehr ich Hunde liebe. Später machte er sich natürlich über meine Reaktion lustig. Aber wir fuhren nach Hause, eine Busfahrt, eine Zugfahrt, einmal umsteigen. »Aber er ist doch unser Hund!«, sagte ich immer wieder. »Warum verstehen sie das denn nicht?«

Zu Hause angekommen, ohne die kleine Fellnase, war ich außer mir vor lauter Verzweiflung. Auch der Anblick anderer Hunde im Internet konnte mich nicht trösten, weil ich so fest überzeugt war, dass Mungo zu uns gehörte. Er war unser Hundeschicksal, so ziemlich das einzige Schicksal, an das ich glaube. Und da ich mindestens so stur bin wie ein